

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon: 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwere Satz und höhere Tarife. — Der Vertrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Eine Zolltarifdebatte im preussischen Landtage.

Leipzig, 17. Januar.

Unser Berliner Landtagsberichterzatter schreibt uns: Das Abgeordnetenhaus begann gestern die Beratung des Staatshaushalts. Zwei Fragen sind es namentlich, die im Vordergrund des Interesses stehen und erklärlicherweise von fast allen Rednern mehr oder weniger eingehend besprochen werden: die vorläufig in den Ortus versenkte Kanalvorlage und der Zolltarif. Mit dem Zolltarif dürfte sich das Abgeordnetenhaus von Rechts wegen überhaupt nicht befassen, aber die Junkergesellschaft betrachtet es nun einmal als ihr angestammtes Recht, sich in die Angelegenheiten des Reichstages einzumischen, während sie einem Reichstagsabgeordneten, der es wagt, im Reichstage über preussische Angelegenheiten zu reden, für einen anmaßenden Kerl hält. Leicht erklärlich! Die Zustände in Preußen sind so jammervoll, daß die maßgebenden Faktoren die Kritik scheuen; andererseits brauchen die Junker im Landtage aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen. Hier sind sie ungestört und können reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Ihre innersten Geheimnisse enthüllen sie hier, mag es sich um einen neuen Knebelungsversuch der Arbeiterklasse oder um einen neuen Raub- und Beutezug handeln.

Gleich der erste Staatsredner, Abg. v. Seydebrand (kons.) suchte nach Abfindung des üblichen Klagesiedes über die Not der Landwirtschaft die Regierung um weitere Zollerhöhungen anzufordern. Die Sätze des neuen Tarifs genügt ihm nicht. Zugleich verlangt er, daß die Regierung gegen diejenigen, die eine gründliche Beratung des Entwurfs in der Kommission anstreben, aufs schärfste vorgeht, eventuell sogar die Handelsverträge kündigt. Wir müssen gestehen, daß wir der Regierung eine solche Thorheit nicht zutrauen; wenigstens würden wir es nicht öffentlich sagen.

Wie aus der Erwiderung des Finanzministers hervorgeht, ist die Regierung unter Umständen für weitere Zollerhöhungen zu haben. Selbstverständlich, meinte Freiherr v. Rheinbaben, werde Preußen mit allem Nachdruck für das eintreten, was die verbündeten Regierungen vorgeschlagen haben; aber darüber, ob sie weiteren Erhöhungen zustimmen werde, könne er keine bestimmte Erklärung abgeben. Jedoch warne er vor dem Versuch, die Regierung weiter zu drängen, da dadurch der ganze Zolltarif gefährdet werde.

Von großer Angst und Sorge um das Zustandekommen des Zolltarifs ist Abg. Fritzen vom Centrum erfüllt, dessen Rede im übrigen ebenso wenig etwas Bemerkenswertes

bot, wie die des Nationalliberalen Noelle. Erst dem Abg. Richter (freis. Vp.) gelang es, der Debatte einen höheren Schwung zu verleihen. In seiner bekannnten factastisch-witzigen Weise sagte er den Ministern allerhand kleine Bosheiten, um sodann wegen ihrer schwankenden Haltung in der Kanalvorlage mit der Regierung abzurechnen. Mit Recht warf er dem Ministerpräsidenten vor, daß er nicht energisch genug für die Kanalvorlage eingetreten sei, und daß er das Abgeordnetenhaus nicht aufgelöst habe. Auch seiner Verwunderung darüber, daß trotz der Entlassung von drei Ministern, die die frühere Kanalvorlage zu vertreten hatten, doch in dieser Session die Vorlage nicht von neuem eingebracht sei, gab Abg. Richter in für das Ministerium nicht gerade schmeichelhafter Weise Ausdruck.

Graf Bülow suchte sich über die Vorwürfe des freisinnigen Redners durch einige wichtig sein sollende Bemerkungen hinwegzusetzen und zog sich im übrigen auf die Verfassung zurück. Nach der Verfassung habe der König die Minister zu ernennen und zu entlassen; ob und wann eine Vorlage wieder eingebracht werden, ob sie zurückgezogen werden, ob das Haus aufgelöst werden solle, das sei lediglich Sache des Königs. Ganz recht, wenigstens von formellen Standpunkt aus, aber durch solche Gemeinplätze wird doch kein Aufschluß über die Politik der Regierung gegeben. Verantwortlich sind dem Landtage die Minister; das steht auch in der Verfassung, und das Volk, das an den Regierungsgeschäften lebhaften Anteil nimmt und die Mittel dafür aufbringt, hat doch wohl ein Recht, Klarheit zu verlangen. Wenn Graf Bülow am Schluß seiner Ausführungen das Wiedereinbringen der Kanalvorlage, allerdings vorläufiger Weise ohne Angabe des Termins, prophezeite, so mag er ja selbst in diesem Augenblick von der Wahrheit seiner Worte überzeugt gewesen sein; er vergißt nur, daß gerade in Bezug auf den Kanal selbst Prophezeiungen Mächtigerer an dem unbeugsamen Willen des preussischen Junkertums zu scheitern geworden sind. Will Graf Bülow wirklich den Kanal, so muß er gegen die Junker regieren, aber wenn irgend etwas, so hat seine heutige Rede bewiesen, daß er das auf keinen Fall wagt. Im Gegenteil, er fühlt sich nur noch als gehoramer Vasall der Junker und nebenbei vielleicht auch des Königs, und sucht zwischen beiden zu vermitteln. In der Kanalfrage hat er den Junkern bereits nachgegeben, und in der Zollfrage wird er es über kurz oder lang thun, wenn er sich auf vorläufig noch sträubt.

Bei der hohen Bedeutung, die jede Kundgebung der Regierung zu der Zollvorlage beansprucht, geben wir denjenigen Teil der Rede des Grafen Bülow, der sich auf die Zölle bezieht, im Wortlaut wieder:

Es ist auch die Frage des Zolltarifs berührt worden. Hier auf Einzelheiten einzugehen ist mir nicht möglich, denn wenn dies

hohe Haus nicht wünscht, daß Einzelheiten dieses Hauses von der Tribüne des Reichstages erörtert werden, so wird es andererseits auch der Ansicht sein, daß Reichstagsangelegenheiten hier nicht erörtert werden dürfen. Ich möchte aber keinen Zweifel darüber lassen, daß auf dem Standpunkt, den der Herr Finanzminister eben vertreten hat, die ganze königliche Staatsregierung steht. Lassen Sie mich noch ein Wort hinzufügen: Ich bin ein aufrichtiger, ein warmer Freund der Landwirtschaft, deren Bedeutung für Monarchie und Reich, deren wirtschaftliche nicht nur, sondern auch politische Bedeutung ich ebenso gut kenne und würdige, wie irgend einer der Herren in diesem Hause, aber als Leiter unserer großen Politik muß ich auf eins hinweisen: Ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, wie hoch ich den Wert der Landwirtschaft stelle und wie gern ich bereit bin, der Landwirtschaft hilfreiche Hand zu reichen, aber nur bis zu der Grenze, welche durch die allgemeine Volkswirtschaft geboten wird. Eine extrem-agrarische Politik würde nach Ansicht der Regierung dem Wohlstand des Landes ebenso schaden wie eine einseitige Handelspolitik, eine rein freihändlerische Politik. Eine solche einseitige Wirtschaftspolitik kann die Regierung nicht machen. Für die Regierung kann nur das Gesamtinteresse des Landes maßgebend sein. Deshalb hat die Regierung vorgeschlagen eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle. Wir werden unter die von uns vorgeschlagenen Minimalzölle nicht heruntergehen, aber auch auf übertriebene Forderungen können die verbündeten Regierungen nicht eingehen. Ein verstärkter Zollschutz für die Landwirtschaft ist nur soweit erreichbar, als er vereinbar ist mit den Lebensbedingungen der anderen großen Zweige unseres wirtschaftlichen Erwerbslebens. Und darum richte ich an alle Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit, an alle Freunde jeder verständigen Heimatspolitik, an der wir uns nicht irre machen lassen werden, das bringen die Erfolge, sich in ihren Bestrebungen, sich in ihren Aktionen zu halten innerhalb der Grenzen der Möglichkeit und Billigkeit. Die mittlere Linie richtet sich nicht gegen berechnete Bestrebungen der Landwirtschaft, sondern nur gegen übertriebene, und ich darf wohl sagen, unvorsichtige Forderungen, mit denen dem Wohl der Landwirtschaft nicht gedient ist.

Es ist also noch Aussicht vorhanden, daß der so gefügige Graf auch in der Zollfrage vor den preussischen Junkern kapituliert, vorausgesetzt, daß ihm nicht die Arbeiterklasse einen Strich durch die Rechnung macht. Daß das geschehen könnte, befürchtet insbesondere der letzte Redner des heutigen Tages, Freiherr v. Jedlitz (Reichsp.), der resigniert die Parteifäden ergriff, sich mit den vorgeschlagenen Zollsätzen zu begnügen, da ein Sperling in der Hand besser sei, als die Taube auf dem Dache. Vorausgesetzt, daß man den Sperling hat. Das ist aber bis jetzt noch nicht der Fall, und es wird dem Kanalrebell Jedlitz auch nichts nützen, daß er den Zusammenschluß aller „pflichtbewußten, staats-erhaltenden Elemente“ gegen die „Obstruktion“ in der Kanalkommission fordert. Er selbst hat ja diese Art der „Obstruktion“ in der Kanalvorlage so erfolgreich betrieben. Warum sollen nicht die Gegner von ihm lernen? Und das um so mehr, als er den Zollgegnern heute eine wertvolle Waffe durch seine Bemerkung lieferte, daß es Ehrenpflicht sei, nach einem Ausgleich für die Mehrbelastung zu suchen, die den ärmeren Klassen aus der Zollerhöhung erwächst. Mag Freiherr v. Jedlitz sehen, wie er die Vorwürfe er-

Seuilleton.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Damit soll jedoch durchaus nicht gesagt sein, daß er müßig umherging und die Zeit totschlug. Keineswegs! Er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Thätigkeit. Er half seinem Vater in der Mühle und auf dem Felde, fuhr Futter für das Vieh ein und im Herbst Korn in die Mieten und Scheuern.

Aber seine liebste Beschäftigung war es doch, mit Großvater Thomsen umherzugehen. Sie machten sich an den Gebäuden und im Garten zu schaffen. Sie weißten und malten, schrubbten, hackten, pflanzten und beschuitten. Die Häuser schimmerten zu dieser Zeit wie frischgewaschene Tischwäsche. Und auch nicht ein Grassbüschel wuchs zwischen den Pflastersteinen des Hofes. Keine Unkrautpflanze war auf den Beeten oder in den Gartensteigen zu erblicken. Flog ein Strohalm aus einer Miete auf den Weg, so wurde er vorsichtig wieder zurückgefragt. Und führte sich ein Huhn impassend auf einer Wagen-deichsel auf, so war Emanuel sofort mit einem Tuch da, um dem Schaden abzuhelfen.

Die beiden, der Junge und der Greis, waren den lieben, langen Tag in Thätigkeit. Und des Abends verfertigten sie Pappschalen und schnitzten Rahmen. Oder Emanuel las aus seinen „Geschichtsbüchern“ aus der Schule vor.

Dann starb der Alte. Er bekam Lungenentzündung. Und nach Verlauf von zwei Tagen erlosch er wie ein Licht. Er wurde auf dem Kirchhof des Städtchens begraben, wo auch seine Frau lag. Und ein prunkendes Sandsteinmonument wurde auf dem Grabe errichtet. Das war in den guten Zeiten. Aber gottlob war auf dem Stein noch Platz für die Namen Manuels und seiner beiden Eltern!

Nach dem Tode des Großvaters übernahm der Knabe alle Arbeit, die zur Erhaltung der Gebäude und des Gartens erforderlich war. Das war ihm ins Blut übergegangen. „Der Hof“ mußte zierlich und nett aussehen. Das hatte er gethan, so lange er im Besitz der Familie gewesen war! Und er weißte und malte wie ehedem und hackte und schrubbte. Und die Alexte und Keise des Großvaters, und die Tische aus den Mülsteinen und das Taufbecken scheuerte und wusch er, und die kunstvollen Naturtische hielt er in stand. Er hatte keine Zeit mehr, sich um die Arbeit in der Mühle und auf dem Felde zu kümmern, verlor beinahe alles Interesse für diesen Teil der Wirtschaft. Und dann: Das konnten ja der Vater und der alte Mortensen besorgen! Bedurfte aber Mutter Karen einer Handreichung im Hause bei den großen Scheuerfesten im Frühling und Herbst, da war Manuel sofort mit Buglappen und Petroleum zur Stelle und half die alten Mahagonimöbel polieren, bis ihre Ecken und Kanten wie Diamanten strahlten, wenn die Sonne durch die blanken Fensterscheiben fiel.

Madame Thomsen nickte in ihrem Stuhl und ließ die Hände mit der Näharbeit in den Schoß sinken: „Ja, ja, flink mit den Fingern war Manuel immer gewesen! — Aber ein Versehen vom lieben Gott war es doch wohl, daß er den Jungen nicht zu einem Mädchen

gemacht hatte; denn dann hätte sie ja vielleicht etwas mehr Macht über ihn gehabt, und hätte in den Jahren, als Lars kränkelte und bettlägerig war, den Verfall etwas mehr aufhalten können. — — Ach ja, Ach ja! — — Aber Manuel wollte ja immer regieren. Er konnte es nicht ertragen, daß Fremde sich um das Geschäft kümmerten. Und der Vater, der so ein Kammerbild geworden war, ließ ihn gewähren! — — Aber nie im Leben hätte sie es geglaubt, daß der Junge den Abschied vom Gehöft je verbinden würde! Er saß leichenblau dort auf dem Stuhl und rührte sich nicht vom Fleck und sprach kein Wort. Sie hatte für alles sorgen müssen, hatte reden, unterschreiben und die Papiere hervorholen müssen. — — Und, Gott im Himmel, ja, in der Nacht hatte sie ihn liegen und sich im Bett winden und stöhnen und jammern hören, so daß ihr ganz bange wurde, ihn auch noch zu verlieren. — — Und dann, als er mit der Kacke und dem Hahn angeschleppt kam und die Tiere durchaus mitnehmen wollte, als sie umzogen! — — Ach ja, es war nicht leicht für sie gewesen in den Tagen; nein, leicht war es nicht gewesen!

Mutter Karen seufzte tief auf und starrte mit ihren klaren, blauen Augen in die leere Luft. — — Aber Gott der Allmächtige hatte doch in seiner Weisheit alles gut und wohl eingerichtet. Lob und Preis dafür! Sie saßen in ihrem kleinen Hause und hatten Essen und Feuerung genug. Und sie sehnte sich nach keiner Veränderung! — — Aber, — ja, Gott vergelte ihr die Sünde! — Manuel hatte ihre eigentlich besser gefallen so wie er war, als sie in die Stadt gezogen waren. Da konnte sie ihn hegen und pflegen, und er war so dankbar für alles gewesen, was sie gethan hatte. — — Aber jetzt er die „Effenbarung“ gehabt hatte, wie er den